

Wilfried Nippel (Hrsg.), Über das Studium der Alten Geschichte. dtv, München 1993. 443 Seiten.

Da das Studium der Alten Geschichte seit der Wende vom 18. zum 19. Jh. vor allem im deutschsprachigen Raum vorangetrieben wurde, ist es berechtigt, wenn sich Hrsg. vornehmlich auf 'programmatische Äußerungen' führender deutscher Vertreter der 'klassischen' Altertumswissenschaft des letzten Jahrhunderts beschränkt. 25 Texte sind in dem von Wilfried Nippel zusammengestellten Band abgedruckt. Er wird eröff-

net mit Wilhelm von Humboldts Maximen und Reflexionen "Über das Studium des Alterthums, und des griechischen insbesondere" (1793) und schließt mit Christian Meiers Vortrag über "Neue Herausforderungen und Chancen der Alten Geschichte" (1989). Der Band umspannt mithin rund zweihundert Jahre althistorischer Selbstbesinnung, spiegelt Konstanz und Wandel der formalen und inhaltlichen Bestimmung des Studiums der Alten Geschichte und dokumentiert die anhaltenden methodischen und epistemologischen Schwierigkeiten, das Gegenstandsgebiet der Althistorie zu umgrenzen und ihr im wissenschaftlich-interdisziplinären Gespräch wie im Schulunterricht Identität und Geltung zu sichern. Das Hauptgewicht bei der Auswahl der Autoren hat Hrsg. auf das 19. Jh. gelegt und läßt in klugem Arrangement Arnold Hermann Ludwig Heeren, Friedrich August Wolf, August Boeckh, Karl Otfried Müller, Barthold Georg Niebuhr, Johann Gustav Droysen, Theodor Mommsen, Jacob Bernays, Leopold von Ranke, Eduard Meyer, Friedrich Engels, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Robert von Pöhlmann, Max Weber und Jacob Burckhardt zu Wort kommen.

Mit Werner Jäger ist der Sprung ins 20. Jh. und zum 'Dritten Humanismus' gemacht. Dessen Affinität zum Dritten Reich entsprang, dies machen die vom Hrsg. abgedruckten einleitenden Bemerkungen Jägers zum ersten Band seiner "Paideia" (1934) klar, einem bildungsreligiös motivierten Geistesaristokratismus, einer – trotz aller gegenteiligen Beteuerungen – letztlich ahistorischen Idealisierung der 'ewigen' Bildungsgehalte des Griechentums, das sich unter den Bedingungen des Nazismus in eine schon im Neuhumanismus beliebte Filiation mit dem 'Deutschtum' bringen ließ und dadurch in die Lage versetzte, dessen 'Überzeitlichkeit', wenn auch nicht wirklich demonstrieren zu können, so doch mit Nachdruck postulieren zu dürfen. Sodann assistierten namhafte Repräsentanten des 'Dritten Humanismus' – und nicht nur sie – der 'nationalen Bewegung' aus Gründen wissenschaftlich-weltanschaulicher Verunsicherung. Denn es war nicht zu übersehen, daß sich das Studium der Antike seit der Mitte des 19. Jhs. in einer Krise befand. Diese Krise war nicht allein die des "ufer- und ziellosen Historismus" (Jäger) allgemein, sondern speziell die Krise eines Studiums der Antike, das die Kluft zwischen der Vermehrung und Auffächerung des Geschichtswissens und dem ihm vererbten, freilich in sich bereits gebrochenen und im übrigen nie allseits akzeptierten neuhumanistisch-klassizistischen Bildungsideal nicht mehr zu schließen verstand.

Mochte Wilhelm von Humboldt das – griechische – Altertum als eine paradigmatische "real-geistige" Individualität betrachten und sich von deren mehr spekulativer denn historischer Durchdringung mancherlei Erhellung und verhaltensnormierende Wirkung erwarten, so hob die weitere Entwicklung der Althistorie, die sich sukzessiv zu einer alle Epochen und Bereiche antiken Daseins erfassenden und systematisierenden Wissenschaft ausformte, diese idealisierenden Tendenzen auf. Allerdings geschah dies, ohne daß eine Theorie formuliert worden wäre, die dem Wolfschen Programm der "Alterthums-Wissenschaft" (1805) vergleichbar alle die Antike betreffenden Erkenntnisbemühungen in ein einheitliches "philosophisch-historisches" (Wolf) Wissenschaftskonzept zu integrieren erlaubt hätte.

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff hat zwar ausgangs des 19. Jhs. ein solches Konzept theoretisch zu begründen und in Gestalt des Berliner "Instituts für Altertumskunde" organisatorisch zu realisieren versucht. Indes, seine Bemühungen, eine von klassizistischen Restbeständen gereinigte und nach Mommsens Muster historisch verfahrenende griechisch-römische Altertumswissenschaft zu etablieren, die Althilologie und Althistorie in eine Synthese bringen, die "Ablgliederung" der einen von der anderen Disziplin verhindern und der Atomisierung ihres Gegenstandsfelds wehren sollte, scheiterten an dem Widerstand von Althistorikern wie Eduard Meyer oder Robert von Pöhlmann. Sie begriffen das Studium der Alten Geschichte als Zweig der allgemeinen Geschichtswissenschaft, propagierten, darin im Ansatz Boeckh, Droysen oder Burckhardt, aber auch Mommsen und Wilamowitz verwandt, die Überwindung ästhetisierender Verklärung des Altertums sowie rein 'antiquarischer' Beschäftigung mit den Realien der Antike und setzten sich für die Darstellung der politischen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse im Altertum mittels moderner gesellschafts- und wirtschaftswissenschaftlicher – im Fall Meyers zudem sprachwissenschaftlicher, ethnologischer und anthropologischer – Begriffe und Methoden ein. Von einer derartigen methodischen Auffrischung und konsequenten Verwissenschaftlichung der Alten Geschichte versprach sich Robert von Pöhlmann etwa nicht nur "die völlige Emanzipation von jenen schablonenhaften und mechanischen Vorstellungen, welche sich in der Philologie als Rudimente einer älteren und unhistorischen Auffassung bis in die Gegenwart erhalten haben", sondern auch die Möglichkeit, Recht und Funktion der eigenen Disziplin bei der Bewältigung aktueller Problembestände in Staat und Gesellschaft zu profilieren.

Die 'Emanzipation' der Alten Geschichte sowie die damit einhergehende Auflösung der Einheitlichkeit der 'klassischen' Altertumswissenschaft und ihre disziplinäre Verzweigung in Philologie, Althistorie und Archäologie ergab sich im 19. Jh. nicht zuletzt aus einer der Klassischen Philologie inhärenten Dichotomie von 'Wort-' und 'Sachphilologie'. Während jene den Vorbildcharakter der griechisch-römischen Welt anhand antiker Textzeugnisse aufzuzeigen strebte, wollte diese, Wolf folgend, auf eine "Erkenntnis des Altertums in seinem ganzen Umfange" (Boeckh) hinaus, verband damit Philologie und Geschichte und nahm die Geschichte der Antike als einen Teil der Philologie, die nun selbst zwar gleichsam geschichtlich verfuhr, aber noch nicht zu einer entschieden historischen Betrachtungsweise vorstieß. Wenn sich freilich die Klassische Philologie, gleich ob als 'Wort-' oder 'Sachphilologie', als 'kritische' Wissenschaft verstand, dann stellte diese Bestimmung zumindest ansatzweise die Idealität, das Normativ-Verbindliche der Antike in Frage. Boeckhs Diktum: "Nur die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Alterthum" bringt sozusagen die 'sachphilologisch' fundierte Kritik an einer klassizistisch grundierten 'wortphilologischen' Antike-Verehrung auf eine knappe und einprägsame Formel. Daß durch die Etablierung der neusprachlichen Philologien, aber auch der Orientalistik, der Prähistorie und Ethnologie, der vergleichenden Sprach- und allgemeinen Geschichtswissenschaft die Klassische Philologie hinsichtlich des in ihrem Disziplintitel anklingenden Anspruchs in Begründungsnöte geriet, kann nicht erstaunen.

Die Verselbständigung der Althistorie – wie der Archäologie – ist, so Hrsg. zutreffend, näherhin die Folge eines Differenzierungsvorgangs innerhalb der philologisch dominierten "Altertums-Wissenschaft", wie sie Wolf vorschwebte. In dieser standen sich "Geschichte" (Ereignisse) und "Antiquitäten" (Institutionen) gegenüber, waren aber nicht die vorrangigen Sachgebiete dieser "Altertums-Wissenschaft". Erst indem "Geschichte" und "Antiquitäten" Integrale einer Historie wurden, die sich als "verstehende Geisteswissenschaft" begriff, vermochte sich die Alte Geschichte als eigenständiges Fach auszubilden. Bemerkenswert ist, daß deren Verwissenschaftlichungsprozeß nicht auf dem vom Neuhumanismus favorisierten Feld der griechischen, sondern auf dem der römischen Geschichte in Gang kam. Dies ist das Verdienst Niebuhrs, der sich selbst noch als "Philologe" titulierte, mit seiner "Römischen Geschichte" (1811/12) sich aber von einem historiographischen Modell verabschiedete, das die Rekonstruktion antiker Vergangenheit auf die Kommentierung der Hauptquellen beschränkte, wenig mehr als ein fortlaufender quellen- und sachkritischer Kommentar war und stillschweigend voraussetzte, daß die antike Geschichtsschreibung nicht durch eine "moderne" zu ersetzen sei.

Niebuhr meinte, eben dies leisten zu können, und versuchte auf der Basis quellen- und sachkritischer Forschung, "eine ganz erzählende Geschichte der Römer" zu geben. Die Forschung sollte in der Erzählung aufgehen. Anders gesagt: Die "Römische Geschichte" war als rein narrative Synthesis der historischen Rekonstruktion der "Geschichte" und "Antiquitäten" der Römer gedacht. Niebuhr blieb die Einsicht nicht erspart, daß ihm diese Synthetisierung nicht eigentlich gelungen, vielmehr die "erzählende Geschichte der Römer" in einem (Vor-) Stadium der "Untersuchung" steckengeblieben war, aber genau darin lag das Innovative seines unvollendeten Versuchs. Denn fortan galten die Verknüpfung von Quellenkritik und systematisierender Rekonstruktion der Ereignisse und Zustände als methodische Postulate geschichtswissenschaftlicher Grundlagenforschung, aus der dann narrativ-literarische Synthesen hervorzugehen hatten.

Im Gegensatz zu den Ergebnissen, die bei der Erforschung des politisch-staatlichen, gesellschaftlich-kulturellen, wirtschaftlichen, religiösen und privaten Lebens in der Antike seit Boeckhs modellhafter Darstellung der "Staatshaushaltung der Athener" (1817) erzielt wurden, gestaltete sich die Integration eines wachsenden Bestands an numismatischem und epigraphischem Material sowie einer anschwellenden Forschungsliteratur in groß angelegte historiographische Summen zunehmend problematisch. Droysens "Geschichte des Hellenismus" blieb ebenso ein Torso wie Mommsens "Römische Geschichte" oder Meyers "Geschichte des Altertums". Die Bemühung um narrative Synthetisierung konnte mit dem Prozeß des durch Detailforschung sich pluralisierenden Geschichtswissens nicht Schritt halten. Es bezeichnet das Schicksal der herausragenden historiographischen Entwürfe des 19. Jhs., den Ansprüchen nicht gewachsen gewesen zu sein, die an sie in 'wissenschaftlicher' Hinsicht angelegt wurden. Die Tendenz zu mikroskopischer Spezialisierung und wissenschaftlicher Differenzierung in der Althistorie erschwerte mehr und mehr "ganz erzählende", gleichsam makroskopische Geschichten zu liefern.

Hinzu kommt dies: Schon Niebuhr hatte in der "Römischen Geschichte" im wesentlichen den Prozeß römischer Staatswerdung und Nationbildung beschrieben. Vor dem Hintergrund der in Deutschland aktuellen Diskussion um die weithin als notwendig erachtete Herbeiführung nationalstaatlicher Einheit kon-

zentrierten sich die Althistoriker – zumal die der "kleindeutschen Schule" zuzählenden – immer stärker auf die politische Geschichte in der Antike einerseits, die Erforschung der staatlichen und rechtlichen Institutionen im griechisch-römischen Altertum andererseits. Daß diese "Konvergenz von Geschichte und (Staats-) Altertümern", wie Hrsg. bemerkt, auch daraus resultierte, daß die von den Historikern der Aufklärung geforderte Überschreitung der Geschichte der "Haupt- und Staatsaktionen" hin zu einer universalen Kulturgeschichte nicht vollzogen worden war, sondern die politische Ereignisgeschichte vorherrschend blieb, ist unverkennbar. Ebenso scheint besagte "Konvergenz" mit dem Fortwirken des Idealismus zusammenzuhängen, der die Historiker des 19. Jhs. weit mehr prägte, als diese zuzugestehen bereit waren. Daß der Staat, nach Hegels Formulierung, "die vollständige Realisierung des Geistes im Dasein" sei, kann als philosophische Prämisse für die historischen Rekonstruktionen antiker (National-) Staatengeschichten und ihrer institutionellen Verfassungen angesehen werden.

Zum Paradigma der wissenschaftlichen Systematisierung der Staats- und Rechtsaltertümer avancierte in der Tat Mommsens "Römisches Staatsrecht", dessen erster Band in dem Jahr erschien, in dem der (klein-) deutsche Nationalstaat Wirklichkeit wurde. Nach dem Vorbild von Mommsens "Staatsrecht" erfolgte dann die Systematisierung der "Römischen Rechtsgeschichte" (Karlowa) wie der "Griechischen Staatskunde" (Busolt). Neben diesen und anderen Rekonstruktionen der staatlichen und rechtlichen Organisationsformen in der griechisch-römischen Antike erfuhren ferner aber auch Kultur- (Burckhardt), Sitten- (Friedländer) und Religionsgeschichte (Wissowa) systematische Darstellungen. Die staatlich-rechtliche Ordnung und die politische Geschichte der Griechen und Römer waren demnach keine exklusiven Objekte althistorischen Forschens. Und doch standen sie aus den genannten nationalpolitischen Gründen im Vordergrund.

Auffällig ist, daß die Bereitschaft zu methodologischer Selbstvergewisserung unter den Althistorikern im Verlauf des 19. Jhs. eher abnahm, der Trend zu positivistisch-pragmatischer Rekonstruktion indes sich verstärkte. Dies hat nicht nur mit dem allmählichen Auseinandertreten von Althistorie und Klassischer Philologie, der Schwächung und Infragestellung der Verbindlichkeit real-idealistischer Basistheoreme und den nach wie vor erheblichen Vorbehalten der Geschichtswissenschaft gegenüber der Geschichtsphilosophie zu tun. Vielmehr liegt die signifikante Theorieunlust der Althistoriker in der Konzentration der Forschung auf Wirklichkeitsfelder begründet, deren methodisch zunehmend raffinierte Bearbeitung einen Zugewinn an Erkenntnissen erbrachte, die von dem Problem entlasteten, die erfolgreich zur Anwendung gelangten Verfahrensweisen nochmals theoretisch explizieren und abstützen zu müssen. Der Erfolg im Methodischen rechtfertigte, sich damit zu begnügen, die Methodik von einer nicht näher bestimmten und zu bestimmenden Methodologie getragen zu wissen. Die seit Mitte des 19. Jhs. stereotyp wiederholte Hervorhebung des Wissenschaftscharakters der (Alten) Geschichte stand in einem reziproken Verhältnis zu den epistemologischen Investitionen in deren theoretische Fundierung.

Und doch stellten sich hinsichtlich der raum-zeitlichen Umgrenzung des Gegenstandsbereichs althistorischer Wissenschaft klärungsbedürftige Fragen. Das Studium der Alten Geschichte hatte sich im 19. Jh. zunehmend von den 'klassischen' Epochen auf 'nachklassische' Zeiträume wie den Hellenismus und die Spätantike sowie 'vorklassische' Zeiträume wie die griechisch-römische Frühzeit verlagert. Diese Verlagerung vollzog sich freilich wesentlich auf dem Terrain der griechisch-römischen Antike und blieb gemeinhin an die Perspektive gebunden, die von den griechisch-römischen Quellen vorgegeben war. Indes ließ sich das Problem nicht umgehen, wie der der Alten Geschichte zugrundeliegende Altertumsbegriff definitivisch zu präzisieren war, ob er nicht neben der griechischen und römischen Welt auch die des Alten Orients zu umfassen hatte.

Die universalhistorisch konzipierte Historiographie und Aufklärung kannte dieses Problem nicht. Heerens "Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" (1793–1812) etwa, noch in der Tradition der Aufklärung stehend, boten eine sozial- und kulturhistorisch orientierte Völkergeschichte, in der die Geschichte der Griechen und Römer keine Präferenz besitzen, sondern mit den Geschichten der Perser, Phönizier, Babylonier, Ägypter etc. sozusagen auf gleicher Stufe stehen sollten. Die Geschichte des Altertums war mithin für Heerens eine universale Geschichte der – notabene – "vornehmsten" Völker der mittelmeerisch-vorderorientalischen Welt. Auch wenn Heerens "Ideen" ihrer universalhistorischen Signatur wegen zahlreichen Historikern des 19. Jhs. quasi als "unzeitgemäße Betrachtungen" erschienen, so besaß doch das historiographische Modell der Universalgeschichte nach wie vor seinen Reiz. Es lebte im Werk Droysens fort, erfuhr beim alten Ranke eine von der Fachwelt teilweise brüsk

abgelehnte Re-Nobilitierung, bildete den tragenden Stützpfiler von Burckhardts geistesgeschichtlich ausgerichteter "Griechischer Kulturgeschichte" und stimulierte Meyer zu dem Versuch einer 'wissenschaftlichen' Re-Formulierung im Rahmen seiner "Geschichte des Alterthums". Meyers ausgreifendes Vorhaben kam aus forschungsimmanenten Gründen nicht zum Abschluß. Dieser Umstand hat freilich nicht verhindert, daß universalgeschichtliche Ansätze weiterhin verfolgt und in diesem Jahrhundert mit einander diametral entgegengesetzten ideologischen Interessen und weltanschaulichen Überzeugungen verknüpft wurden. Hrsg. betont zutreffend, daß diese Universalgeschichten "zumeist mit einer rudimentär geschichtsphilosophischen Konzeption belastet (waren), nach der die Konfrontation von Okzident und Orient die Einheit des Gegenstands ausmache". Daß es sich hierbei um ein Erbe des 19. Jhs. handelt, kann nicht in Abrede gestellt werden. Burckhardt beispielsweise sah die Aufgabe seiner "Griechischen Kulturgeschichte" darin, die "große weltgeschichtliche Stellung des griechischen Geistes zwischen Orient und Okzident" klar zu machen.

Während nun die ausgangs des 19. Jhs. sich intensivierende Erforschung der Spätantike vorführte, daß klare Epochenmarken zwischen Altertum und Mittelalter nicht zu ermitteln waren, so legte die Erforschung der griechisch-römischen Frühzeit nahe, die Augen nicht davor zu verschließen, daß die in schriftlichen Zeugnissen archivierte Menschheitsgeschichte nur einen winzigen Ausschnitt derselben repräsentierte. Was vor der zeitlich relativ spät einsetzenden Schriftkultur lag, war ebenso Teil, ja der weitaus größere Teil der Menschheitsgeschichte, der durch Vor- und Frühgeschichte, Biologie, Ethnologie und Anthropologie allmählich aufgehehlt wurde. Dies zwang zu Revisionen der Vorstellung von den Anfängen der Menschheit und wirkte sich notwendig auf die Fixierung des Beginns der Antike aus, den Droysen im Proöm zu seiner "Geschichte Alexanders des Großen" (1833) im Kontext eines geschichtstheologischen Schöpfungsberichts der aus dem Urkonflikt von Okzident und Orient hervorgegangenen Scheidung der morgen- und abendländischen Völker mehr mythisch verschleierte als historisch freilegte. Dergleichen ließ sich in Anbetracht der Ergebnisse von seiten der vergleichenden Sprachwissenschaft wie vor allem von seiten der Biologie, Ethnologie und Anthropologie nicht mehr vertreten.

Die Althistorie mußte auf diese Herausforderung reagieren, rezipierte dabei auch Elemente der evolutions-theoretisch beeinflussten Ethnologie und Anthropologie für die Rekonstruktion griechisch-römischer Frühgeschichte, ging aber insofern auf Abstand zu evolutionistischen Konzeptionen, da sie die darin formulierten allgemeinen Gesetze der Gesellschaftsbildung und Kulturentwicklung als aprioristische Konstruktionen verwarf. Dies schloß keineswegs aus, daß gleichwohl nomologische – und typologische – Erklärungsformen in die Darstellung der Anfänge griechisch-römischer Geschichte, ja, der Antike überhaupt eingeschleust wurden – Eduard Meyer belegt es.

Die Distanzierung der Althistorie vom Evolutionismus wurde dadurch erleichtert, daß die von Marx inaugurierte und von Engels entfaltete materialistische Geschichtstheorie die Nomologie der Evolutionslehre für die Demonstration der 'wissenschaftlich'-gesetzmäßigen Abfolge politisch-sozialer und ökonomischer Formationen in Dienst nahm und dies mit der Aufforderung zu grundlegender Veränderung der gegebenen gesellschaftlichen (Herrschafts-) Verhältnisse verknüpfte. Die Kritik der Althistoriker, so Eduard Meyers, an diesem Modell (r)evolutionärer "Phantasiegebilde" zielte im Kern auf die als unhistorisch qualifizierte Hypothese eines besitzkommunistischen "Urzustands" der Menschheit, der durch eine Art sozial-ökonomischen Sündenfall gewissermaßen seine paradiesische Unschuld verloren habe, aber nach einer Reihe zwangsläufiger und in dieser teleologischen Zwangsläufigkeit prognostizierbarer Umwälzungen dereinst in einen – wiederum besitzkommunistischen – Endzustand einer "klassenlosen Gesellschaft" transformiert werde. Statt dessen empfahl Meyer, die Rekonstruktion antiker Frühzeit aus dem empirischen Material vorzunehmen, das durch die Erforschung der altorientalischen und kretisch-mykenischen Gesellschafts- und Kulturentwicklung bereitgestellt wurde. Der Widerstand der deutschen Althistorie gegen evolutions-theoretisch eingefärbte ethnologische und sozialanthropologische Theorien, die in der französischen und angloamerikanischen Altgeschichtswissenschaft fruchtbare Wirkungen entfalteten, ist erst in den letzten Jahrzehnten einer bejahenden Haltung gewichen.

Nun, das Studium der Alten Geschichte im 19. Jh. hat durch seine Verwissenschaftlichungstendenz, die mit der Einrichtung althistorischer Lehrstühle ab 1860 institutionell abgeschlossen wurde, den Blick auf das Problem der Gegenstandsbestimmung althistorischer Wissenschaft geschärft, dieses Problem allerdings keineswegs gelöst, sondern vielmehr offengelassen und aus wissenschaftspraktischen Gründen ein Antike-Verständnis fortgeschrieben, das die Einheit des Altertums im wesentlichen mit der – in ihrem Anfang wie

ihrem Ende nicht scharf konturierbaren – griechisch-römischen Geschichte gleichsetzte. Andererseits aber brachte die wissenschaftlich forcierte Historisierung der Antike deren radikale Entidealisierung mit sich, hinterließ indes den Althistorikern zugleich um so mehr die Aufgabe, die 'weltgeschichtliche' Bedeutung des griechisch-römischen Altertums zu begründen.

Es hat nun nachgerade etwas Anachronistisches, wenn der 'Dritte Humanismus' in einer bewußten Wendung zumal gegen Jägers Lehrer Wilamowitz und dessen Negation der Klassizität des 'klassischen' Altertums auf eine Bildung setzte, die nach dem Vorbild der griechischen "Paideia" zum Politischen erziehen sollte und dabei sich auf Normen bezog, deren Relevanz für die Gegenwart nur durch apolitische Ausblendung der von der Altgeschichtswissenschaft aufgedeckten fundamentalen Verschiedenheiten zwischen Antike und Gegenwart behauptet werden konnte. Der Konsistenzgarant der Bildungskonzeption des 'Dritten Humanismus' war jene 'Überzeitlichkeit' griechisch-römischer Kulturwerte, die gestattete, Bedeutung und Nutzen des Studiums der Antike für das Leben in einer Zeit zu legitimieren, die allenthalben davon zeugte, daß "alles schwankt" (Ernst Troeltsch). Daß Werner Jäger im Jahr des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs erstmals öffentlich Intention und Sache des 'Dritten Humanismus' darlegte, ist bezeichnend.

Und wenn sich Vertreter dieser Richtung in den dreißiger Jahren den Nationalsozialisten an die Seite warfen, dann dokumentiert dies den – uralten – Willen einer akademischen Elite zu politischer Wirkung, näherhin den Willen, die 'Macht' durch den 'Geist' zu formen. Daß sich die Machthaber des Dritten Reichs den Ansprüchen des 'Dritten Humanismus' entzogen und damit die Unvereinbarkeit der exklusiv-hochtönenden Ideale dieser Bewegung mit den platt-rohen Ideologemen der von ihr umworbenen Schüler unmißverständlich offenbar machten, mußte ernüchternd wirken. Nach dem Zweiten Weltkrieg aber erschien gerade der Rekurs auf den 'Dritten Humanismus' wiederum als probates Mittel, nicht nur Sinn und Wert des altsprachlichen Unterrichts bei der Neugestaltung des Gymnasiums herauszustreichen, sondern auch die Fiktion einer von den Vorgängen der jüngsten deutschen Vergangenheit nicht desavouierten humanistischen Tradition aufrechtzuerhalten.

Mit Helmut Berve ist ein Althistoriker in die Textsammlung aufgenommen, der sich mit dem Nationalsozialismus zumindest eine Zeitlang vorbehaltlos identifizierte und die verbreitete Anfälligkeit der Altertumswissenschaftler für nationalistische Exaltationen, für den starken Staat und die großen Männer der Tat exemplarisch verkörpert. Daß Berves Verbrüderung mit dem Dritten Reich freilich allerhand Selbstverbietungen forderte, sei nur am Rande bemerkt. Das Problem vor allem, den Sinn des Studiums der Alten Geschichte gegenüber Parteigenossen zu behaupten, die der Althistorie nicht eigentlich gewogen waren, vielmehr der Erforschung der 'nationalen' (= germanischen) Vorgeschichte Vorrang einräumten und sich überdies anschickten, Hand an die 'klassischen' Altertumswissenschaften zu legen und deren Präsenz an Universitäten und Gymnasien zu minimieren, beschwerte Berves Verhältnis zur Politik des nationalsozialistischen Staates. Exakt diese 'Undankbarkeit' der Nationalsozialisten gegenüber Althistorikern und Klassischen Philologen, die sich, wie Helmut Berve, Hans Drexler, Hans Oppermann, Fritz Schachermeyr oder Wilhelm Weber, derart viel Mühe gemacht hatten, die Antike als Deutungsreservoir völkischen Denkens anzupreisen, forcierte aber den Legitimationsdruck und erklärt die angestregten Loyalitäts- und Konformitätsbekundungen der in Amt und Würden Befindlichen.

Bemerkenswert bleibt, wie nahtlos sich große Teile der deutschen Althistoriker in den Machtapparat des Dritten Reiches einfügten und bereit waren, das vielgepriesene 'Ethos der Wissenschaft' zur Disposition zu stellen und – wohl keineswegs allgemein und durchgängig aus Überzeugungsgründen – einer aktuellen politischen Programmatik zu opfern, die allem Hohn sprach, was in den feierlichen Deklarationen altertumswissenschaftlicher Selbstbeschreibung beschworen wurde. Zurecht sieht Hrsg. in diesem Verhalten eine gleichsam habitualisierte Traditionslast des Wilhelminismus. Der war ja bereits ebenfalls dem Studium der Antike mit Skepsis begegnet, hatte den Bruch mit der neuhumanistischen Bildungs- und Wissenschaftspolitik vollzogen und modernistisch den Schwerpunkt auf industriellen und technologischen Fortschritt gelegt. Daß das Studium der Alten Geschichte unter diesen Bedingungen einen schweren Stand hatte, liegt auf der Hand und erzwang bisweilen ridikul anmutende Versuche, die Aktualität und Modernität der Antike nachzuweisen. Hierzu paßt, daß altertumswissenschaftliche Forschungseinrichtungen in Großbetriebe umgewandelt wurden, in denen die Historiker, dem Zug der Zeit entsprechend, sich als "Arbeiter" vorstellten und die "fanatische Entgötterung der Antike" beschleunigten, die Helmut Berve in seinem Aufsatz "Antike und nationalsozialistischer Staat" (1934) beklagte.

Das Dritte Reich bedeutete einen Traditionsbruch in der deutschen Althistorie insofern, als emigrierte jüdische Forscher nach dem Zweiten Weltkrieg nahezu ausschließlich auf eine Rückkehr nach Deutschland verzichteten und damit eine Lücke hinterließen, die nicht mehr zu schließen war. Zugleich kam es aber durch das Dritte Reich indirekt zu einer Kontinuitätsverlängerung, da die Fortentwicklung der Disziplin nach 1945 in Forschung und Lehre weitgehend denjenigen überlassen blieb, die überwiegend bereits vor 1933 akademische Ämter bekleideten, sich dann mit dem Nationalsozialismus arrangierten und in nicht geringen Teilen auch kollaboriert hatten. Daß diese Kontinuität in der neugegründeten Bundesrepublik wesentlich wirksamer war als in der DDR, ist ein Faktum.

Anders als in Westdeutschland litt die Althistorie in der DDR an einem dreifachen Übel: der Personal- und Geldknappheit sowie einer staatlich dekretierten Geschichtsdoktrin, deren Durchsetzung an Universitäten und Akademien seit Beginn der fünfziger Jahre in Angriff genommen wurde, aber erst in den sechziger und siebziger Jahren zum Abschluß kam. Am Beispiel der vom Hrsg. präsentierten Beiträge Rigobert Günthers (*1928) und Elisabeth Charlotte Welskopfs (1901–79) wird das Problem der Dialektik von Statik und Dynamik in der DDR-Althistorie deutlich. Dieses Problem bestand zum einen darin, daß man in Ostdeutschland Mitte der fünfziger Jahre die Notwendigkeit der personellen und materiellen Verbesserung des althistorischen Studiums sehr wohl erkannte und einiges zu unternehmen versprach, um qualifizierten Nachwuchs zu fördern, das Niveau der Forschung zu heben und sie internationalen Standards anzugleichen. Zum anderen aber strebte man von staatlicher Seite danach, die Althistorie zunehmend zu reglementieren und zu einer dezidiert marxistisch-leninistischen Wissenschaft zu machen, die sich vor dem Hintergrund des Kalten Krieges im ideologischen Kampf zu bewähren hatte.

Damit verband sich für die Althilologen, Althistoriker und Archäologen der DDR die Aufgabe, ihre zumeist interdisziplinären Forschungsvorhaben mit einer "unilinearen" (Hrsg.) Theorie in Einklang bringen zu müssen, die sich durch die multiversalen Ergebnisse der Forschung nicht oder nur unter der Voraussetzung halten ließ, daß sie als eine Art ideologischer Überbau von dem Unterbau der Wissenschaft geschieden wurde. Die Ende der sechziger Jahre gelockerten wissenschaftlichen Diskursbedingungen intensivierten vor allem die seit den späten fünfziger Jahren geführten Auseinandersetzungen um die Frage nach der Einheitlichkeit der sozialökonomischen Formation in der griechisch-römischen Antike und im Alten Orient. Mit der Festschreibung des sechsstufigen Geschichtsmodells der 1977 von einem Autorenkollektiv vorgelegten "Weltgeschichte" wurde diese Kontroverse beendet. Welskopfs 1965 programmatisch erhobene Forderung aber, den Blick des Althistorikers auf sämtliche Hochkulturen der Alten Welt und deren soziale wie wirtschaftliche Bedingungsgefüge auszuweiten und dabei in quasi typologisierender Absicht nach universalen Strukturmerkmalen zu fahnden, kommt ähnlich formulierten Konzeptionen 'westlicher' Althistoriker sehr nahe und stellt ein Projekt dar, dem Hrsg. aus guten Gründen das Prädikat "beachtlich" nicht vorenthält. Zuzustimmen ist ihm auch darin, daß Welskopfs Ansatz prinzipiell auf eine Überwindung der Formationstheorie angelegt war, aber die Konsequenzen, die sich daraus ergaben, nicht zog, sondern die Konvergenz mit den marxistischen Deutungsvorgaben suchte und so auf halbem Wege stehen blieb.

Der positive Ertrag der in sich keineswegs homogenen Althistorie in der DDR lag in der Konzentration auf geschichtstheoretische und rechtsgeschichtliche Analysen, die bei Welskopf und ihrem Schülerkreis noch um anregende kultur- und begriffsgeschichtliche Analysen erweitert wurden. Die Ergebnisse, die hier – interessanterweise weniger auf wirtschaftsgeschichtlichem Gebiet – zutage gefördert wurden, belegen, daß die DDR-Althistorie trotz des Zwangs zur Bestätigung der orthodoxen Formeln des SED-Katechismus und trotz des Dilemmas, sich im Wettbewerb der Systeme gegen die Forschung des 'Westens' abgrenzen, zugleich aber an ihr ausrichten zu müssen, wissenschaftliche Beweglichkeit bewahrt hatte.

Alfred Heuss (1909–1995), Christian Meier (*1929) und Dieter Timpe (*1931) vertreten in Nippels Sammelband die altbundesrepublikanische Althistorie, die in Anbetracht eines von den professionellen Historikern beständig vergrößerten "Wissenspotentials" (Timpe) bei gleichzeitigem Rückgang allgemeingeschichtlicher und altsprachlicher Kenntnisse sowie einem unleugbaren Bedeutungsschwund des Studiums der Alten Geschichte zwischen Traditionsverhaftung und Innovationsverpflichtung nach ihrem Ort sucht. Daß sich dem Althistoriker bei dieser Suche verstärkt das Problem der Vermittlung und des Relevanznachweises stellt und ihn ein Gefühl des "Unbehagens" (Heuss) nicht verläßt, erklärt sich in entscheidendem Maße, so paradox das klingen mag, aus der Erkenntnis des defizienten Modus seines Wissensstands, aus der Tatsache, daß er "denjenigen, die sich für ihn interessieren, zu wenig zu sagen" hat (Heuss). Das

”unbehagliche“ Nichtwissen aber schärft den Sinn dafür, daß die im 19. Jh. in Gelehrtenkreisen und ’höheren‘ Bildungsschichten behauptete Vertrautheit mit der Antike dahin ist, und erweist sich als produktiv insofern, da die Rekonstruktion antiker Wirklichkeiten mehr und mehr auf strukturelle Differenzen stößt und Fremdheitserfahrungen hervorruft, deren ’Übersetzung‘ in aktuelle Erlebnis- und Vorstellungsräume, deren Einlagerung in die historische Selbsterfahrung hohe methodisch-methodologische und interpretatorische Anforderungen stellt.

Die Internationalisierung der Forschung, die Aufwertung der sozialwissenschaftlich orientierten Strukturgeschichte und deren ’vergeistigtem‘ Pendant, der Mentalitätsgeschichte, die Diskussion über eine Geschichte diesseits oder ”jenseits des Historismus“ (Wolfgang Mommsen), die Ende der sechziger Jahre einsetzende und schon bald ausufernde Theoriedebatte, aber auch historisch-politische Vergangenheitslasten nötigten hierzulande, liebgewonnene Sichtweisen aufzugeben und Fragestellungen sich zu öffnen, die auf die eine oder andere Weise zwar in der ’nationalen‘ Tradition angelegt waren, aber durch Anreicherungen aus dem angloamerikanischen und romanischen Sprachraum erst zu einer wirklichen und wirksamen Herausforderung wurden und insofern auch neue Chancen freigaben.

Zumal Alfred Heuss und Christian Meier haben der Alten Geschichte in der Bundesrepublik neue Horizonte eröffnet. Meier kommt dabei überdies das Verdienst zu, die Fruchtbarkeit der Methodenpluralität, einer gewissermaßen experimentellen Fragefreudigkeit in praxi nachgewiesen zu haben. Meier ist einer der wenigen Althistoriker in diesem Land, die früh die Notwendigkeit der Interdisziplinarität erkannt haben, ohne deren Möglichkeiten zu überschätzen und ohne aus dem Blick zu verlieren, die Eigenständigkeit der althistorischen Wissenschaft und den Sinn des Studiums der Alten Geschichte in Schule und Universität zu begründen. Seine Plädoyers für die Befreiung der Alten Geschichte aus einem lähmenden Zustand introspektiver Selbstbespiegelung, aus der ’Provinzialität‘ und Enge isolierten Spezialistentums und der Verzetzelung ins Geringfügige, ist nur allzu berechtigt. Wenig verschlägt dabei, daß Meiers Vorschläge zur Reform der Althistorie an Haupt und Gliedern dem Versuch sehr nahekommen, den eigenen Postulaten den Stempel der Allgemeingültigkeit aufzuprägen. Ein Großteil der Zunft muß das ähnlich empfinden, denn die Folgenlosigkeit der Meierschen Postulate ist anders kaum zu erklären und führt vor, daß die Persistenz traditioneller Forschungsparadigmata erheblich ist und den Betrieb an den Universitäten weitgehend konventionalisiert und konformiert. Andererseits sorgt aber eben diese Persistenz der Tradition dafür, daß sich das Studium der Alten Geschichte nicht in lauter Beliebigkeiten zerfasert. Und doch: Das Unbehagen bleibt. Ebenso die Aufgabe, Recht und Funktion des Studiums der Alten Geschichte gegenüber den anderen Wissenschaften wie gegenüber der Gesellschaft zu begründen. Solange das Unbehagen nicht in eine behagliche Selbstgenügsamkeit umschlägt, solange das Unbehagen also den Althistoriker zwingt, sein Tun zu reflektieren, dabei die Variabilität der Rationalitätskriterien seines methodischen Vorgehens einbezieht und die Überholbarkeit der gewonnenen Erkenntnisse, ihren notgedrungenen hypothetischen Charakter akzeptiert, wird in der Disziplin kein Stillstand herrschen.

Man möchte dem vorliegenden Buch, das ”die vielfältigen inner- wie außerswissenschaftlichen Konstellationen“ aufzeigt, ”innerhalb derer sich das wissenschaftliche Studium der Alten Geschichte seit dem 19. Jh. entwickelt hat“ (Hrsg.), und eben dadurch die Genese der Althistorie zur Wissenschaft und deren Selbstbehauptungsprobleme besser verstehen läßt, eine große Leserschaft wünschen. Der sog. Fachmann hätte vielleicht den einen oder anderen Althistoriker oder Klassischen Philologen noch gerne in das Buch aufgenommen gefunden, aber die Auswahl ist, gerade für das 19. Jh., doch gekonnt und überzeugend und vor allem repräsentativ. Daß Hrsg. jeden Autor mit einer kurzen Vita einführt, erleichtert dem Anfänger die Einordnung von Person und Werk in ihren politisch-sozialen und wissenschaftlich-disziplinären Kontext. Die Bibliographie führt die wichtigste ein- und weiterführende Literatur auf. Daß sie nicht vollständig ist, wird nur derjenige kittelnd bemäkeln, der Intention und Charakter des Bandes verkennt und der abenteuerlichen Meinung fröhnt, Vollständigkeit sei überhaupt noch zu erreichen. Besonders verdient die ebenso informative wie instruktive Einleitung des Hrsg. hervorgehoben zu werden. Sie ist souverän und verständlich abgefaßt und macht in knappen Strichen mit den Hauptentwicklungslinien des ”Studiums der Alten Geschichte“ der letzten zweihundert Jahre vertraut. Das Buch empfiehlt sich gerade für angehende Althistoriker, was beileibe nicht heißen soll, daß aus seiner Lektüre nicht auch der professionelle Altgeschichtler Gewinn und Belehrung ziehen kann. Besseres ist derzeit auf dem deutschen Markt nicht zu haben. Dem Herausgeber ist ein großes Lob auszusprechen.